

Piraten gab es früher auch

Die „Kulturen des Kopierschutzes“ werden jetzt in einer Projektarbeit des Fachbereichs 3 von Studierenden und Fachleuten erforscht.

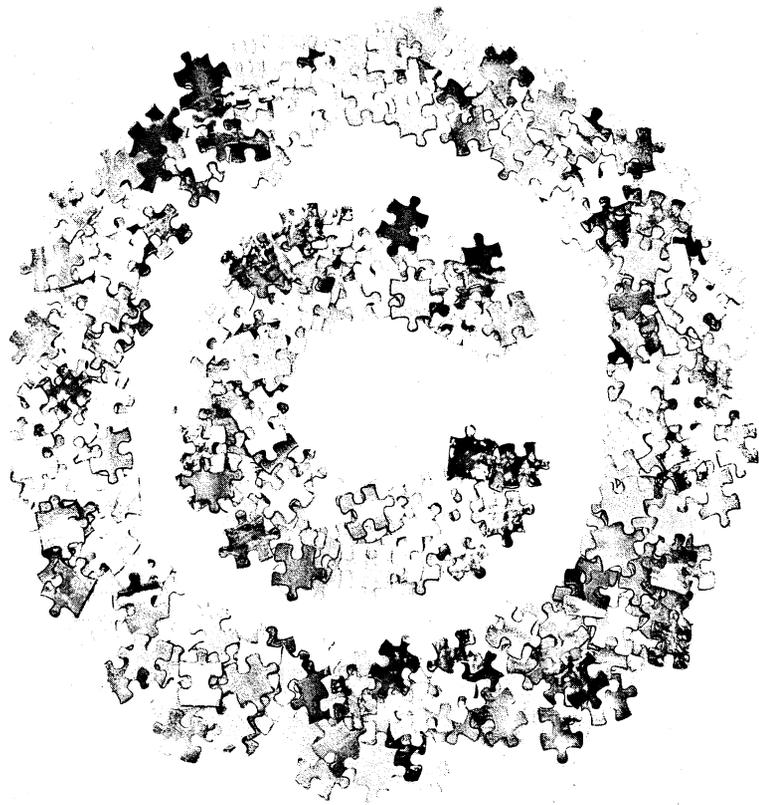
Text von Ludwig Andert

Deutschland in den Nuller-Jahren: Die Filmindustrie startet in Kino und TV die Kampagne „Raubkopierer sind Verbrecher“. Die Musikbranche rätselt, wie der Download von mp3s gemäßregelt werden kann. Reisepässe werden mit Chip-technologie fälschungssicher gemacht. Die Euro-Banknoten werden mit geheimnisvollen Mustern bedruckt. Und die Bundesregierung beschwert sich über den mangelnden Respekt der Chinesen vor dem deutschen Patentrecht.

Zwischen diesen Beispielen liegen Welten, aber jedes einzelne von ihnen steht für den Versuch, Reproduktion von (zumeist elektronischen) Daten zu verhindern. Alle Beispiele illustrieren außerdem, dass der „Kopierschutz“ gemeinhin als ein recht junges Phänomen betrachtet wird. Insbesondere die öffentlich geführten Debatten um Software-Piraterie vermitteln den Eindruck, das Thema sei als Begleiterscheinung der medialen Entwicklung in den letzten 10-15 Jahren zu betrachten.

Doch was ist überhaupt ein Kopierschutz? Lassen sich darunter nur elektronische Verfahren und Molekular-techniken der modernen Hochleistungschemie verstehen? Keinesfalls – das Motiv, Kopien zu verhindern, ist wesentlich älter. Bereits im Jahr 1271 machten sich Tüftler im heutigen Italien an die Aufgabe, Echtheitssiegel in Form von Wasserzeichen in amtlich verwendetes Papier zu implementieren. Und das Wort „Raubkopie“ ist im deutschen Sprachraum bereits um 1970 belegt. Wichtig ist außerdem, dass nicht nur die Technik selbst, sondern das vor allem das Zusammenwirken von Institutionen, Gesetzen und technischen Vorrichtungen eine Kopie verhindern soll. Vielleicht handelt es sich bei dem Phänomen Kopierschutz – um es mal mit Foucault zu nehmen – um eine Machtstruktur, die sich aus verschiedensten Interessen zusammensetzt.

Zugegeben: Das alles ist ein bisschen abstrakt und vage. Vergleiche ziehen kann schließlich jeder. Die bisher dürftige wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema ist ein guter Anlass, um den Nachwuchs in der Medienwissenschaft darauf anzusetzen. Im Forschungsprojekt „Kulturen des Kopierschutzes“ bearbeiteten Studierende verschiedener Master-Studiengänge Ansätze, sich dem



Komplex „Kopierschutz“ zu nähern. Das methodische Ziel dabei ist klar: Die Studierenden sollen an das selbstständige Recherchieren und die Praxis des wissenschaftlichen Publizierens herangeführt werden.

Ganz nebenbei – und dies ist das eigentlich Bemerkenswerte – erschließen die jungen Autorinnen und Autoren damit auch valides Wissen, das vorher so nicht verfügbar war. „Das Thema Kopierschutz ist aus medienwissenschaftlicher Sicht bisher unzureichend erforscht“, kommentiert Prof. Jens Schröter das Projekt. Er ist Inhaber des Lehrstuhls für Theorie und Praxis multimedialer Systeme und leitet das Forschungsvorhaben. „Die Arbeit der Studierenden ist keine reine Trockenübung, sondern versteht sich durchaus auch als Anstoß für weitere Projekte.“ Um das Spektrum der Arbeiten noch zu ergänzen, holte Schröter renommierte Wissenschaftler aus Großbritannien, den Niederlanden und Deutschland mit ins Boot.

Die Ergebnisse des Projekts werden in diesen Tagen als Doppelausgabe der Fachzeitschrift *Navigationen* erscheinen. Das erste Heft befasst sich vor allem mit Phänomenen aus der „analogen Ära“. Das zweite Heft widmet sich vorrangig den Entwicklungen im digitalen Zeitalter. Dabei werden jedoch nicht nur (informations-)technische Aspekte beleuchtet. Vielmehr wird das Problem auch in seiner juristischen, politischen, historischen und wirtschaftstheoretischen Dimension erfasst.

Für diejenigen unter den studentischen Teilnehmern, die ohnehin eine wissenschaftliche Karriere anstreben, bietet das Projekt eine erste Erfahrung im Publizieren. Wem das weniger wichtig ist, der kann sich immerhin über einen Kreditpunkte-Regen freuen. Das Beste für alle Beteiligten ist jedoch: Jeder kann das Resultat einsehen (und natürlich: kopieren). Es bleibt das gute Gefühl, nicht nur für die Ablage geschrieben zu haben. ☒